

PETER TEMPLE
Tage des Bösen

PETER TEMPLE

Tage des Bösen

Thriller

Deutsch von Sigrun Zühlke

C. Bertelsmann

Die Originalausgabe erschien 2002 bei Bantam, Sidney,
und 2006 bei Text Publishing Company, Melbourne,
unter dem Titel »In the Evil Day«



Verlagsgruppe Random House FSC-DEU-0100
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Munken Premium Cream*
liefert Arctic Paper Munkedals AB, Schweden.

1. Auflage
Copyright © 2002 by Peter Temple
Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 2012
beim C. Bertelsmann Verlag, München,
in der Verlagsgruppe Random House GmbH
Satz: Uhl+Massopust, Aalen
Druck und Bindung: GGP Media GmbH, Pößneck
Umschlaggestaltung: R·M·E Roland Eschlbeck/Rosemarie Kreuzer
Printed in Germany
ISBN 978-3-570-00999-4

www.cbortelsmann.de

*Für Horst und für Dorle
in Dankbarkeit für Freundschaft,
Gastlichkeit und Unterstützung,
für vergnügliche Zeiten und
anregende Gespräche*

JOHANNESBURG

Niemand kam um 14.00 Uhr, zog sich aus, schlüpfte in Shorts, ging in das leere Zimmer, absolvierte routiniert die Übungen mit den Gewichten und lief eine Stunde auf dem Laufband. Er hasste das Laufband, musste sich jedes Mal überwinden und das Denken ausschalten, um durchzuhalten. Laufen war etwas, das man draußen tat. Doch draußen war schwierig geworden, man konnte angegriffen werden, zum Beispiel von drei Männern, einer von ihnen mit einem nagelbesetzten Holzknüppel. Die Schwierigkeiten galten allerdings für beide Seiten: Mehrere seiner Angreifer hatten ziemlich schnell das Weite gesucht.

Man konnte aber auch nicht in diesen tranceartigen Zustand versinken, wenn man das Laufen unterbrechen musste, um zu kämpfen und Menschen zu töten. Also hatte er es aufgegeben, draußen zu laufen, wenn auch widerwillig.

Niemand zog keinerlei Befriedigung aus dem Töten. Manche Leute taten das. Früher im Sambesital und später in Mosambik und Angola und Sierra Leone und anderswo hatte er Männer im Tötungsrausch gesehen, die auf alles schossen – Junge, Alte, Frauen, Männer, ja sogar Hühner und Hunde und Kühe und Schweine und Ziegen.

Als Befehlshaber hatte er sich in solchen Fällen mit den Soldaten befassen müssen. Der erste war Barends, der weiße Korporal, den die Männer *Pielstyf* nannten, weil er gern seine Erektion zur Schau stellte, wenn er betrunken war. Niemand hatte ihn mit zwei Schüssen exekutiert, von hinten schräg aufwärts in die Schädelbasis, als Barends gerade dabei war, mit seinem LMG

in einen voll besetzten Bus zu feuern. Das Militärgericht befand, sein Handeln sei gerechtfertigt, da Barends zweimal einen ordnungsgemäßen Befehl verweigert und damit eine Bedrohung für die Disziplin der Truppe in einer Gefechtssituation dargestellt habe.

Der zweite Mann war ein schwarzer Soldat, ein Zulu, ausgebildet von Weißen, ein altgedienter Killer der ANC-Anhänger in Natal, der das Blut und das Hämmern automatischen Gewehrfeuers liebte. In Sierra Leone, auf einer Patrouille am späten Nachmittag, hatte der Zulu ein Kind erschossen, ein Mädchen, und dann hatte er die alte Frau erschossen, die bei dem Kind war, die Großmutter vielleicht, aber es hätte auch die Mutter sein können, die Frauen dort alterten so schnell. Niemand hatte ihn an einen Baum gebunden, ein armseliges Gewächs dieser Gattung, und die Dorfbewohner zusammengerufen. Er sagte dem Dolmetscher, er solle für das Geschehene um Entschuldigung bitten, dann erledigte er den Zulu mit einer Handfeuerwaffe, ein Schuss aus nächster Nähe, es gab keine andere sinnvolle Lösung. Der Mann blickte ihm in die Augen, ohne zu blinzeln, ohne zu betteln, nicht einmal, als der Lauf beinahe sein linkes Auge berührte. Dieses Mal gab es kein Militärgericht, dem er sich hätte stellen müssen. Niemand war inzwischen Söldner geworden, und seinen Auftraggebern war ein getöteter Mann vollkommen gleichgültig, solange man ihn nicht ersetzt haben wollte: eine Lohntüte weniger.

Das dritte Mal war an einer Straßensperre. Ein Mitsöldner namens Powell, ein rothaariger Engländer, ein Mann aus Yorkshire, Deserteur aus zwei Armeen, hatte ohne jeden Grund das Feuer auf drei Männer in einem Auto eröffnet, zwei weiße Journalisten und ihr schwarzer Fahrer. Er tötete den Fahrer mit dem ersten Schuss und verwundete einen der Weißen. Als Niemand hinzukam, sagte Powell, er wolle die Überlebenden exekutieren und die Schuld den Rebellen in die Schuhe schieben. Niemand diskutierte eine Weile mit ihm, während der unverletzte Journa-

list versuchte, die Blutung seines Freundes zu stoppen. Powell wollte nicht hören, war so high, wie man nur sein konnte, Pupillen wie Untertassen, und hielt seine Waffe an den Kopf des Mannes. Niemand trat einen Schritt zurück, packte sein Gewehr am Lauf, holte aus und brach Powells Genick mit einem einzigen Schlag. Dann fuhr er die Journalisten ins Krankenhaus.

Niemand duschte unter dem Wasserschlauch, den er an den Regenwassertank auf dem Dach anschloss, wenn das Wasser abgestellt wurde. Dann legte er sich auf das harte Bett und schlief ein über den Gedanken an all die anderen Tötungen, die Mittel zum Zweck waren. Anderer Leute Zweck.

Der Wecker war auf 17.30 Uhr gestellt, aber er wachte vor dem Klingeln auf, duschte noch einmal, zog seine Jeans-Uniform an, T-Shirt, Holster, locker fallende Baumwolljacke, und verließ das Haus über die Treppe. Der Aufzug funktionierte nicht, aber selbst wenn, benutzte ihn niemand, es sei denn als Abort oder um sich einen Schuss zu setzen. Beim Gehen hatte er die rechte Hand in der Jacke, hielt den .38er Colt mit innen liegendem Schlagbolzen über der linken Hüfte. Er ging dicht an der Innenwand. So stieß man direkt mit gefährlichen Leuten zusammen. Die kamen immer an der Innenwand hoch. Und wenn man auf einen von ihnen traf, gewann der schnellere Mann.

Niemand zweifelte nicht einen Augenblick daran, dass er der Schnellere sein würde.

Der Wagen wartete schon am Bordstein, mit laufendem Motor, ein alter Mercedes voller Beulen, Rost unten an den Türen, keine Radkappen. Der Fahrer rauchte eine Zigarette, den Blick auf die Straße gerichtet. Es war voll, eine Dritte-Welt-Straße mit laut rufenden Straßenhändlern, Faulenzern, Straßenkindern, grell aufgetakelten Prostituierten, illegalen schwarzen Einwanderern aus ganz Afrika, von den Einheimischen abfällig *maKwerekwere* genannt, Schwarzhändler, die ihre Umgebung misstrauisch beäugten. Dies war der Rand des ehemaligen Geschäftsviertels von Johannesburg, Hillbrow, ein Stadtteil, der

bereits vor langer Zeit von allen Weißen verlassen worden war, die es sich leisten konnten, in sicherere Gegenden umzuziehen. Nicht in sichere Gegenden, nur in weniger gefährliche. Sicher war es nirgendwo, nicht einmal in Gebäuden mit Hunden und Stacheldraht und vier verschiedenen Alarmanlagen und Rundum-die-Uhr-Überwachung.

Niemand war nie auf die Idee gekommen umzuziehen. Er hatte keine Besitztümer, die ihm etwas bedeuteten, für seine Sicherheit sorgte er selbst, seit er fünfzehn Jahre alt war, und es war ihm egal, wo er wohnte. Er konnte ohnehin nicht länger als ein paar Stunden am Stück schlafen, wenn er nicht körperlich vollkommen erschöpft war, was spielte es also für eine Rolle, wo er schlief?

Zeke sah ihn kommen, beugte sich herüber und entriegelte die Tür. Niemand stieg ein.

»Rosebank«, sagte er.

»Du siehst immer so verdammt sauber aus«, sagte Zeke. Er lenkte den Wagen auf die Straße. Keiner, der den Wagen fuhr, würde ihn für einen alten Mercedes halten. Was er auch nicht war, abgesehen von der Karosserie. Der volle Name des Fahrers lautete Ezekiel Mkane. Sein Vater war Polizist gewesen, ein Diener des Apartheidstaates, und Zeke war in einer Polizeisiedlung aufgewachsen, als Angehöriger einer Vasallenklasse – kein Respekt von den Weißen, blanker Hass und Verachtung von den Schwarzen. Klug, sprachbegabt, ein Leser, konnte Zeke nirgendwohin. Er ging zur Army, sechzehn Jahre lang, kriegte drei Kugeln ab, zwei Durchschüsse, eine wurde herausoperiert, und Schrapnelle, die teilweise noch in seinem Körper steckten.

»Das kommt, weil ich weiß bin«, sagte Niemand. Er kannte Zeke schon sehr lange.

»So weiß nun auch wieder nicht«, sagte Mkane. »Bisschen Farbe von den Altvordern.«

»Das ist der griechische Teil von mir. Der afrikanische Teil ist rein weiß. Ihr Kaffern werdet doch mit jedem Tag frecher.«

»Ja, Baas. Aber jetzt haben wir das Sagen.«

»Wir? Vergiss es. Das Geld hat das Sagen. Hab lang gebraucht, bis ich das kapiert hab. Das Geld hat immer das Sagen.«

Niemands Handy klingelte. Es war Christa, die das Büro organisierte. »Nach Mrs. Shawn«, sagte sie, »Jan Smuts, Flug 701, Ankunft 20 Uhr 45, ein Mr. Delamotte und seine persönliche Assistentin, was immer das heißen soll.«

»Sein Reisefick, das soll es heißen«, sagte Niemand.

»Ja, gut, also am Schalter von British Airways. Zum Plaza, Sandton. Er hat schlechte Erfahrungen mit Taxis gemacht, als er das letzte Mal hier war.«

Niemand wiederholte die Angaben.

»Richtig«, sagte Christa. »Dann sind da noch zwei Leute, die vom Restaurant abgeholt werden müssen, beide spät. Die haben deine Nummer. Zeke hat eigentlich um elf Feierabend, kann er länger bleiben? Ein paar Stunden.«

Sie hatten die Innenstadt verlassen, im dichten Verkehr fuhren sie in Richtung der Außenbezirke. »Hast du's heute Abend eilig?«, fragte Niemand. »Ein paar Stunden wahrscheinlich.«

»Manche Leute haben ein Privatleben, weißt du.«

»Wie steht's mit dir?«

»Doppelter Lohn?«

»Doppelter Lohn.«

Zeke hob den Daumen. Er sah eine Lücke und trat aufs Gaspedal. Der Mercedes reagierte wie ein Porsche.

Mrs. Shawn wartete mit einem Wachmann des Einkaufszentrums auf sie. Sie war um die vierzig, hübsch, aber die Haut hatte zu viel Sonne abbekommen, wirkte leicht angetrunken, einen rötlichen Hauch auf den markanten Wangenknochen. Sie hatte sich ein ausgiebiges Mittagessen gegönnt und war shoppen gegangen. Wahrscheinlich war sie vor dem Essen noch schwimmen, dachte Niemand, schwimmen und ein kleines Sonnenbad. Der Wachmann lud ihre Einkäufe in den Kofferraum, vier Taschen, und sie gab ihm ein paar Geldscheine.

»Das *riecht* hier wie in einem Neuwagen«, sagte sie, als sie darauf warteten, sich in den frühabendlichen Verkehr auf dem Corlett Drive einzufädeln. Sie war Engländerin, Yorkshire. Niemand erkannte den Akzent aus alten Zeiten, den rhodesischen Zeiten. Damals in Rhodesien waren viele aus Yorkshire gewesen.

»Es ist ein Neuwagen«, sagte Niemand. »In einem alten Körper.«

»Mein Gott«, sagte sie, »genauso fühle ich mich auch.«

Niemand lächelte, sagte aber nichts. Er spürte, dass sie flirten wollte. Das taten sie oft, diese reichen Frauen, aber es war schlecht fürs Geschäft. Am Anfang hatte er ein paar gevögelt, aber dabei war nichts Gutes herausgekommen. Eine hatte sechsmal am Tag bei ihm angerufen und dann, als Niemand nicht mehr abnahm, aus irgendeinem Grund alles ihrem Mann gestanden. Sie hatten den Kunden verloren, mindestens zwanzigtausend Rand im Jahr, und er war nur haarscharf einer Kündigung entgangen. Ein viel zu hoher Preis für einen Fick, an den man sich später kaum noch erinnerte.

»In unserer Straße hat es vor zwei Wochen wieder welche erwischt«, sagte sie. »Das Auto ist hinter ihnen reingefahren, bevor das Sicherheitstor sich geschlossen hatte. Drei Männer. Zum Glück haben sie sich mit Geld zufriedengegeben. Der Mann hatte ein paar tausend im Safe.«

»Glück gehabt«, sagte Niemand. »Meistens ist es das Geld und das Leben.« Er schaltete den schmalen faseroptischen Bildschirm im Dach ein und schaute nach oben. Das Gerät gewährte einen 120-Grad-Blick auf die Straße hinter ihnen, konnte aber auch 160 Grad abdecken.

»Wow«, sagte Mrs. Shawn. »Das ist mal Technologie. Mein Mann würde sich die Finger danach lecken.«

»Wenn wir ankommen«, sagte Niemand, »sollten wir zu sehen, dass wir so schnell wie möglich reinkommen. Wie geht es auf?«

»Fernbedienung«, sagte sie. »Man muss einen Code eingeben.«

»Wie weit entfernt?«

»Man muss direkt vorm Tor sein.«

»Geben Sie den Code jetzt schon mal ein.«

Mrs. Shawn suchte in ihrer Handtasche, fand das Gerät. »Ich kann hier nichts sehen«, sagte sie. Sie war zu eitel, um ihre Lesbrille aufzusetzen, hielt die Fernbedienung dicht vors Gesicht und drückte vorsichtig Knöpfe.

»Ich *glaube*, ich habe es richtig eingegeben«, sagte sie.

Zeke sah Niemand an, der seinen Blick auf den Rückspiegelmonitor gerichtet hielt.

Das Haus lag in einer belaubten Straße in Saxonwold, einem reichen Viertel der Stadt. Es war eines von vier großen Häusern in nachempfundenem georgianischem Stil, errichtet auf Grundstücken, die von einem herrschaftlichen Anwesen abgetrennt worden waren. Die umgebenden Mauern waren drei Meter hoch und mit Nato-Draht bestückt. Als Zeke vor den Stahltores anhielt, öffnete Niemand seine Tür.

»Machen Sie auf«, sagte Niemand. »Schließen Sie, sobald Sie drin sind, Mrs. Shawn.«

»Das geht sehr schnell«, sagte sie.

»Ich bin auch schnell.«

Niemand war draußen, am Rand des Bordsteins, und schaute sich um. Frühabendliche Dämmerung auf dem Highveld, ein frischer Duft mit einem Hauch von Jacarandablüten, eine breite Straße, kein Verkehr, eine ruhige Straße, eine Börsenmaklerstraße, ein Ort, an den man nach Hause kommen konnte, eine Runde schwimmen, sich einen großen Scotch einschenken, die Sorgen des Tages vergessen. Ein scharfer Ton, die Tore taten sich auf, und Zeke fuhr in einen Korridor zwischen hohen Mauern, der zu einer dreitürigen Garage führte.

Niemand lief rückwärts und schaffte es gerade noch hinein, bevor die Torflügel wieder aufeinandertrafen.

Auf der Fahrerseite war ein 14-Zoll-Monitor unter einem kleinen Schutzdach in die Wand eingelassen. Mrs. Shawn händigte Zeke eine weitere Fernbedienung aus. Während Niemand am Auto lehnte, gingen sie auf Videotour durch das Haus, Zimmer um Zimmer aus jeweils zwei Kameraperspektiven. Es war schlicht eingerichtet, Rollläden mit Stahllamellen statt Vorhängen, kaum Versteckmöglichkeiten. Neben dem Monitor leuchtete ein grünes Licht. Es bedeutete, dass keine Fenster oder Türen, weder innen noch außen, geöffnet oder geschlossen worden waren, seit die Alarmanlage eingeschaltet worden war.

»Sieht okay aus«, sagte Niemand. »Gucken wir uns noch die Garage an.«

Es stand ein Fahrzeug darin, ein schwarzer Jeep mit Vierrad-antrieb. Eine bodennahe Kamera zeigte, dass sich darunter keiner versteckt hielt.

Niemand gab ein Zeichen.

Mrs. Shawn drückte die Fernbedienung.

Das linke Tor hob sich. Die gezogene Waffe auf Hüfthöhe haltend, ging Niemand hinein, sah in den Jeep, winkte Zeke. Der parkte hinter dem Jeep, das Garagentor senkte sich. Zeke nahm das kurzläufige Repetiergewehr mit Pistolengriff aus seiner Halterung unter dem Fahrersitz.

Mrs. Shawn entriegelte die Stahltür zum Haus mit einer Karte und einem Schlüssel.

Niemand ging zuerst hinein, Zeke folgte ihm.

Sie standen in einem in hellen Grautönen gestrichenen Vorraum mit maulbeerfarbenem Teppichboden, ein einzelnes Gemälde unter einer Bilderleuchte, ein Druck, Cézanne. Niemand mochte Gemälde, sogar Gemälde, die er nicht verstand. Manchmal kaufte er sich Kunstbücher und warf sie nach einer Weile wieder weg.

Mrs. Shawn deaktivierte die Alarmanlage.

»Warten Sie hier«, sagte Niemand.

Sie schüttelte heftig den Kopf. »Nein, ich will nicht allein sein.«

Niemand voran, betraten sie einen Flur und gingen dann in jeden Raum. Er öffnete jeden einzelnen Schrank, während Zeke ihm Deckung gab. Alle Betten hatten einen Kastenunterbau, damit sich niemand darunter verstecken konnte.

Als sie im Wohnzimmer standen, zum zweiten Mal, sagte Niemand: »Sie können sich entspannen, Mrs. Shawn.«

Er steckte die Pistole ins Holster, fühlte sich aber nicht entspannt.

Sie ging in die Küche und kam mit einer Flasche Champagner in der Hand zurück, Veuve Cliquot, und einem Glas, einer Sektflöte aus Kristall. »Ich gönne mir ein Gläschen Sprudel«, sagte sie. »Das Ganze stresst mich ungemein. Alles andere gibt es auch. Bier, Scotch, was Sie wollen.«

Die Männer schüttelten die Köpfe. »Sie erwarten Mr. Shawn wann?«, fragte Niemand.

Sie hielt sich die Uhr dicht vors Gesicht. »Jeden Augenblick, jetzt jeden Augenblick. Könnten Sie das mal für mich aufmachen?« Sie hielt Niemand die Flasche hin. Er nahm sie und gab sie an Zeke weiter, der das Gewehr auf einem Stuhl ablegte.

»Er ist für den Champagner zuständig«, sagte Niemand. »Ich mache nur Bierflaschen auf. Mit den Zähnen.«

Mrs. Shawn lächelte, ein unsicheres Lächeln, sie wusste nicht, worauf Niemand hinauswollte, ob sie vielleicht einen Fehler gemacht hatte, indem sie sich automatisch an den Weißen gewandt hatte. Zeke zog die Aluminiumkappe ab, löste den Draht, lockerte langsam den Korken, kein Knall, nur das leise Fiepen der entweichenden Kohlensäure, schenkte ein.

»Danke«, sagte Mrs. Shawn. »Sie sind Experte.«

Zeke lächelte und trug die Flasche in die Küche zurück.

Mrs. Shawn trank das Glas halb leer. »Mein Gott, tut das gut«, sagte sie. »Setzen wir uns.«

Sie setzten sich in die Ledersessel. Zeke kam aus der Küche. »Hab noch ein paar Anrufe zu erledigen«, sagte er, verließ den Raum und schloss die Tür hinter sich. Mrs. Shawn kippte den

Rest aus ihrem Glas hinunter und ging in die Küche. Niemand hörte, wie der Kühlschrank geöffnet und wieder geschlossen wurde. Stille. Sie kam mit einem vollen Glas und der Flasche zurück.

»Gut«, sagte Mrs. Shawn, saß da, lächelte das Lächeln, schlug die Beine übereinander. Niemand kannte das Koks-Lächeln. Er sah auf ihre Beine. Es waren braune Beine, prall, die Füße in weich aussehenden Schuhen. »Immerhin zu Hause«, sagte sie. »Sie sind sehr professionell... wie soll ich Sie nennen?«

»Mike«, sagte Niemand. Er erwiderte ihren Blick, lächelte, sah auf die Uhr. Er hatte ein schlechtes Gefühl bei diesem Haus, die Art von Gefühl, wie es ihn manchmal auf Patrouille überkommen hatte, ohne konkreten Anhaltspunkt. »Die Häuser nebenan, kennen Sie die Leute, die dort wohnen?«

Sie trank. »Na ja, wir sind diejenigen hier in der Reihe, die am längsten durchgehalten haben. Zwei Monate, knapp. Ist das zu fassen?« Sie schloss die Augen, kurze Wimpern. »Ich war so naiv, als ich herkam. Ich meine, ich dachte, es würde wie in Malaysia sein. Da habe ich mit meinem ersten Mann gelebt, wir hatten dieses hübsche Haus in KL – die Armen belästigen einen da überhaupt nicht. Mein Gott, war das ein Schock hier! Ich hasse dieses verdammte Land. Ich wäre schon morgen zurück in England...«

Niemand war es leid, ihr zuzuhören. Leuten wie ihr musste er jeden Tag zuhören. Manchen Leuten gegenüber nannte er seinen Beruf »Parasitenschutz«.

»... der verdammte Brett hat mir gesagt, es wäre nur für zwei oder drei Wochen. Dann bescheißen ihn die Leute irgendwie, der Deal platzt und als Nächstes...«

»Sie kennen die Nachbarn nicht?«, fragte Niemand.

Sie blinzelte, hatte Schwierigkeiten, klar zu sehen. »Nun, ich sehe manchmal die Leute auf dieser Seite da.« Sie zeigte mit dem Daumen nach links. »Nur so beim Grüßen. Amerikaner. Mit Security-Mann im Haus. Ein Israeli. War einer der Leibwächter des Premierministers. Weiß der Himmel, was das kostet.«

»Und auf der anderen Seite?«

»Leer. Die sind vor ein paar Wochen ausgezogen. Waren nur ein paar Monate hier. Glück gehabt.« Ein Telefon klingelte, an zwei Orten gleichzeitig. Sie leerte ihr Glas, ging in die Küche.

Irgendetwas stimmte hier nicht.

Niemand ging in den Flur, schaute nach oben und nach unten, ging ins Esszimmer, ein formelles Esszimmer mit einem großen hellen Tisch und zehn Stühlen. Zeke telefonierte mit dem Handy, saß mit halber Gesäßbacke auf dem Tisch. Er blickte Niemand an, zog eine Augenbraue hoch. Niemand zuckte die Achseln und kehrte ins Wohnzimmer zurück.

Mrs. Shawn kam gerade aus der Küche, das Glas wieder aufgefüllt.

»Mein Mann«, sagte sie. »Er wird in einer Minute hier sein. Er fliegt morgen nach London. Will mich nicht mitnehmen. Manchmal denke ich, es wäre ihm ganz recht, wenn ich ermordet würde.«

Niemand spürte, wie das ungute Gefühl etwas abflaute, und ging nach draußen, um den Ehemann ins Haus zu begleiten. Die Zufahrt und die Straße davor lagen im Flutlicht, taghell. Als der Mann den Audi an ihm vorbeisteuerte, sah er ein pausbäckiges Gesicht.

In der Garage stieg der Mann aus, Aktentasche in der linken Hand, und sah auf die Uhr. Er war klein und dickbäuchig, und nicht einmal ein teurer Anzug konnte sein Erscheinungsbild verbessern.

»Nur Sie?«, fragte er.

Niemand schüttelte den Kopf. »Mein Partner ist drin.«

Der Mann sah ihn an. Er hatte getrunken, sein Gesicht war gerötet. »Welche Hautfarbe hat er?«

»Schwarz.«

»Keine Schwarzen im Haus. Ich traue keinem Schwarzen.« Er zeigte auf den Boden. »Nächstes Mal wartet er hier.«

Diesen Menschen sollte man eines gewaltsamen Todes ster-

ben lassen, dachte Niemand. Wortlos ging er zu der Tür, die ins Haus führte, und wartete.

Der Mann kam herüber und öffnete die Tür. Niemand ging als Erster hinein, durch den Flur ins Wohnzimmer. Die Frau stand am Durchgang zur Küche, Champagnerflöte in der Hand. Zeke saß in einem Ledersessel, das Gewehr auf den Oberschenkeln.

Brett Shawn ließ die Aktentasche auf einen Sessel fallen und zog sein Jackett aus, würdigte seine Frau keines Blickes. Den Blick auf Zeke gerichtet, warf er das teure Kleidungsstück achtlos zur Seite, trat in die Mitte des Raumes und bedeutete Zeke mit Handzeichen, dass er aufstehen sollte, Handfläche nach oben, die kurzen Finger dicht beieinander, drängend.

»Hoch«, sagte er. »Zeit zu gehen. Ich bezahl kein verdammtes Vermögen, damit sich die Leute auf meinen verdammtten Möbeln den Hintern platt sitzen.«

Zekes Gesichtsausdruck veränderte sich nicht. Er stand auf, die Waffe am Ende eines lockeren Arms, und sah Niemand an. Niemand nickte Mrs. Shawn zu.

»Danke Ihnen«, sagte sie. »Danke Ihnen beiden.«

Brett Shawn betrat den Flur als Erster, Zeke hinter ihm. Shawn war an der Tür zum Vorraum, hatte die Hand am Türgriff, als sich die Haare an Niemand's Hinterkopf sträubten. Er blickte nach oben, sah etwas an der Decke hinter ihm, etwas am Rand seines Gesichtsfeldes, eine dunkle Linie, die vorher nicht da gewesen war, brüllte Zekes Namen, wirbelte herum, fand die Waffe an seiner Hüfte, warf sich selbst aus der Schusslinie auf den Boden und rollte in Stellung.

Der Mann in der Decke stieß die Wartungsluke auf und eröffnete aus einer Pumpgun das Feuer, traf Shawn, der sich umdrehte, seitlich in den Bauch, in das Nadelstreifenhemd, das sich über seinen hängenden Bauch spannte, teilte ihn beinahe in zwei Hälften, feuerte wieder. Zeke hob sein Gewehr und feuerte zur Decke, ohne sich umzudrehen, warf nur den Kopf in den Nacken, ohrenbetäubender Lärm erfüllte den Vorraum. Dann ex-

plodierte Zekes Kopf wie ein Ballon aus Blut und Knochen und rosa und grauem Material.

Niemand hatte die .38er im Anschlag, wollte sie abfeuern, in die Decke hinter der Wartungsluke, ließ es bleiben.

Wartete.

Stille.

Ein Geräusch von oben, als fiele etwas um.

Wartete.

Eine abgesägte Flinte fiel in den Vorraum. Dann fiel ein nackter Arm samt Schulter in einem T-Shirt durch die Luke. Eine dunkle Hand baumelte hin und her.

Niemand bemerkte Mrs. Shawns Schreien. Er achtete nicht darauf, streckte die Hand aus, um nach Zekes Gewehr zu greifen, strich mit der Hand über den Kopf seines Freundes, schmierte seinen Hals und seine Brust mit Zekes Blut ein, legte sich wieder hin und beobachtete die Luke.

Mrs. Shawn hörte auf zu schreien.

Hinter ihm öffnete sich die Tür zum Wohnzimmer. Niemand schloss die Augen.

Mrs. Shawn fing wieder an zu schreien und knallte die Tür zu.

Niemand lag auf dem maulbeerfarbenen Teppich, das Gewehr an seiner Seite, die Augen fast geschlossen, und blickte durch die Wimpern auf die Luke.

Nichts. Nur Blut, das den nackten Arm entlang über die Finger rann und heruntertröpfelte.

Mrs. Shawn schrie. Sie war am Telefon. Sie hatte jemanden erreicht. Niemand konnte die Worte nicht verstehen.

Sie waren die ganze Zeit in der Decke gewesen. Sie mussten über das leere Haus nebenan eingedrungen sein, wahrscheinlich hatten sie die Lücke zwischen den Dächern mit einer Leiter überbrückt.

Niemand wartete. Er konnte allmählich nur noch undeutlich sehen. Kein Laut von oben.

Tot oder weg, dachte er.

Er spannte seine Schultermuskulatur, machte sich bereit, um aufzuspringen.

Ein schleifendes Geräusch.

Der Körper des Schützen fiel durch die Luke, landete vor seinen Füßen, Blut spritzte überallhin.

Er war gestoßen worden.

Niemand bewegte sich nicht, hielt den Atem an.

Der andere oben in der Decke hatte keine Feuerwaffe, das verriet ihm sein Instinkt. Und dem Mann lief die Zeit davon: Der Rest des Teams würde bereits in der Nähe sein, darauf warten, dass sich das Tor öffnete. Falls das nicht bald passierte, würden sie ihn wahrscheinlich im Stich lassen.

Durch die Wimpern hindurch betrachtet, war die Luke nur ein schwarzes Quadrat.

Nichts geschah.

Niemand hörte, wie die Tür des Wohnzimmers aufging.

Dieses Mal schrie Mrs. Shawn nicht, sie sagte etwas, mit leiser, hoher Stimme, einer Kinderstimme: »Oh, mein Gott, sind sie alle tot?«

Niemand beobachtete durch die Wimpern hindurch die Luke.

Nichts.

Füße voran.

Der schwarze Mann kam mit den Füßen voran aus der Luke gesprungen, trat einfach in die Luft, sprang von der Decke herunter wie ein Akrobat, ein langes Schlachtermesser an die Brust gedrückt.

Mrs. Shawn schrie, schrill und hoch, wie das Kreischen von Stahl, der mit hoher Geschwindigkeit anderen Stahl streift.

Der Mann landete mit den Füßen zu beiden Seiten des Leichnams seines Partners, ein zierlicher Mann, perfekt ausbalanciert, als wäre er nur von einem Stuhl gesprungen, die Messerhand gesenkt, die Klinge auf Mrs. Shawn gerichtet.

»Halt's Maul, Schlampe«, sagte er.

Er blickte auf den am Boden liegenden Niemand, machte

einen Schritt auf ihn zu, beugte sich vor, holte mit dem Messer aus, ohne umzugreifen, wollte die Klinge in Niemand's Leistenbeuge rammen, die Arteria femoralis durchtrennen.

»Nein!«, schrie Mrs. Shawn, wieder das stählerne Kreischen.

Niemand schlug die Augen auf, riss das Gewehr hoch, drückte ab, hörte den Hahn klicken.

Nichts. Fehlfunktion, Wahrscheinlichkeit eins zu fünftausend.

Der Mann holte aus.

Niemand riss das rechte Bein hoch, trat so hart zu, wie er konnte, sein Schienbein unmittelbar unterhalb des Knies traf auf die Genitalien des Mannes, ein Schmerzensschrei, er sah, wie die Messerhand sich entfernte, setzte sich auf, stützte sich auf die linke Hand, hakte sein linkes Knie um den rechten Knöchel des Mannes, rollte sich mit heftigem Schwung nach links, wobei er das rechte Knie in den Oberschenkel des Mannes presste.

Er spürte, wie das Gelenk nachgab, Sehnen, Knorpel sich dehnten, sah wie der Mann mit der Schulter gegen die Wand krachte, sein Kopf zur Seite gerissen wurde, der Mund offen und verzerrt vor Schmerz und Überraschung, sah die Zähne und die belegte Zunge, sah die Messerhand herkommen, das Messer riesig und glänzend. Schmerz in seiner Schulter. Er packte das Handgelenk des Mannes, schlug ihm das Gewehr über den Kopf, zog den kurzen Lauf über seinen Kiefer, sein Ohr, zog die Waffe zurück...

Die Waffe ging los, eine gewaltige Erschütterung. Niemand hatte nicht bemerkt, dass er abgedrückt hatte.

Eine Sekunde lang verharrten sie wie eingefroren, zwei Männer, einer schwarz, einer weiß, die Beine gekrümmt und ineinander verschlungen, die Gesichter ganz nah aneinander, sahen einander in die Augen.

Er ist stark, dachte Niemand.

Der Mann brachte die rechte Hand an den Lauf des Gewehrs, hatte den Vorteil, stoßen zu können. Niemand fühlte, wie die Kraft in seinem linken Arm schwand, er würde diesen Kampf

verlieren, diesmal war er nicht der Schnellste gewesen, er konnte die Messerklinge sehen, sein Blut war daran.

Nein. Hier konnte er nicht sterben, nicht im Haus dieses Dreckskerls, nicht im Dienst eines englischen Arschlochs.

Er ließ den rechten Arm unvermittelt locker, überraschte so den schwarzen Mann, stieß den Gewehrlauf zu ihm hin, drückte ab.

Es funktionierte. Die Augen vor dem Mündungsfeuer geschlossen, sah er die Stichflamme durch die Lider, fühlte ein Brennen auf dem Gesicht, fühlte, wie der Mann erschlaffte, fühlte heiße Flüssigkeit in seinem Mund und seinen Augen und seiner Nase.

Nach einer Weile, noch ein Tönen in den Ohren, schob er den Körper von sich und hob die Schultern von dem immer dunkler werdenden maulbeerfarbenen Teppich.

»Mrs. Shawn?«

Keine Antwort.

Er ging auf die Knie.

Sie lag auf dem Rücken, ein Bein untergeschlagen, das andere ausgestreckt.

Er sah sie an und wusste, dass sie tot war. Er brauchte nicht nach dem Puls zu fühlen. Er tat es.

Sie war tot. Er hatte sie in die Brust getroffen. Als der Mann über ihm war und er abgedrückt hatte, hatte er Mrs. Shawn erschossen.

Wahrscheinlich hatte sie versucht, ihm zu helfen. Er erinnerte sich, wie sie geschrien hatte. Sie hatte geschrien, und dann hatte sie wahrscheinlich versucht, ihm zu helfen.

Er stand auf, ging in die Küche, wischte Zekes Gewehr gründlich ab, kehrte zurück und legte es in die Hände seines Freundes. Er musste die Hände biegen, ihn anders hinlegen. Er wollte Zeke zum Abschied einen Kuss geben, ihn auf das küssen, was von seinem Gesicht übrig geblieben war, aber er tat es nicht. Zeke hätte es nicht gewollt.

Dann, schnell, küsste er Zekes Hals. Er war noch warm.

Er rief Christa an, schaute sich kurz um, fand das Koks-Versteck, öffnete Brett Shawns Aktentasche, einen kleinen Koffer.

Ein großer gelber Umschlag mit drei Bündeln amerikanischer Hundert-Dollar-Noten, vielleicht zwanzigtausend Dollar. Drei gelbe Umschläge, Papiere, stapelweise, dick wie Telefonbücher. Eine Videokassette mit einem aufgeklebten Stück Papier, Buchstaben, Ziffern in einer schräg geneigten Handschrift.

Niemand nahm die Umschläge und die Kassette und ging hinaus zum Mercedes, die Pistole in der Hand. Keine Spur von den Freunden der Eindringlinge oder dem Israeli von nebenan. Er legte die gestohlenen Dinge in den im Boden eingelassenen Safe. Dann ging er zurück ins Haus und gönnte sich eine Linie Koks, während er wartete, zwei Linien. Eigentlich hielt er es für eine Schwäche, Drogen zu nehmen, er konnte sie nehmen, konnte es auch bleiben lassen, aber die Vorstellung, Koks an die Polizei zu verschwenden, konnte er nicht ertragen.

Er spülte gerade den Rest im Waschbecken hinunter, als das Telefon klingelte.

Er ließ es klingeln, trocknete sich die Hände ab, dann hielt er es nicht mehr aus und ging dran. Ferngespräch.

»Shawn?«

»Mr. Shawn ist etwas zugestoßen. Er ist tot.«

Schweigen.

»Und Sie sind?« Ein Akzent. Deutsch?

Niemand dachte nach. »Ein Angestellter«, sagte er.

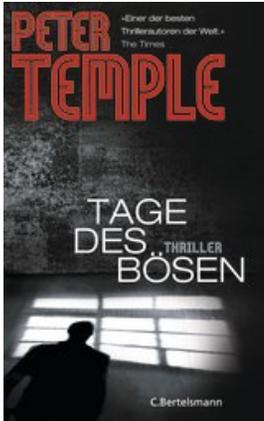
»Shawn hatte Papiere. Und ein Band. Haben Sie das?«

»Ja.«

»Ich nehme an, Sie werden es rausbringen?«

Angestregtes Nachdenken. »Was ist es wert?«, fragte Niemand.

»Für die Lieferung nach London die vereinbarte Summe. Zehntausend Pfund. Plus Spesen. Rückflug und so weiter. Sagen wir, noch weitere fünftausend.«



Peter Temple

Tage des Bösen

Roman

DEUTSCHE ERSTAUSGABE

Paperback, Klappenbroschur, 432 Seiten, 13,5 x 21,5 cm
ISBN: 978-3-570-00999-4

C. Bertelsmann

Erscheinungstermin: Mai 2012

Spionage-Thriller im Stil eines John Le Carré – Tatort Hamburg, London, Kapstadt

Constantine Niemand arbeitete für einen Sicherheitsdienst in Johannesburg. Er ist auf der Flucht, seit er einen Videofilm in seinen Besitz gebracht hat, der international Politikern und Waffenlobbyisten gefährlich werden kann. Es scheint aber kein sicheres Versteck für ihn zu geben – auch in London nicht, wo er versucht, den Film an eine Enthüllungsjournalistin zu verkaufen. Immer wieder spüren ihn die Killer auf. Wie kompromittierend, wie brisant ist die Information, die ihm in die Hände gefallen ist?

Peter Temple zeigt uns erschreckend deutlich eine Welt, in der Informationen gefährlicher sind als Sprengstoff – und Geheimnisse wertvoller als Menschenleben. Ein faszinierender Thriller von meisterhafter Spannung.